

Vom Begriffsdschungel zur Realität jugendlicher Lebenswelten

Laut Niklas Luhmann ist es Kommunikation, die die Welt im Innersten zusammenhält. Bildungsdebatten sind hierfür beispielhaft, fantasievoll die Begriffsschöpfungen: „Soft Skills“ werden gefordert und „Kompetenzen“ kreiert, entscheidend ist, dass Anschlusskommunikation stattfindet. Und tatsächlich: Die Diskurse brummen. Wie der um „Ausbildungsfähigkeit“ von Jugendlichen.

Ursprünglich wurde der Begriff im Zusammenhang mit der Ausbilder-Eignungsverordnung (AEVO) aus dem Jahre 1969 gebraucht und meinte die zertifizierte (!) Fähigkeit eines ausbildenden Betriebs. Mit der Zeit begann der Begriff ein Doppelleben zu führen, wobei sich seine Referenz zunehmend zu den Jugendlichen verschob. Kein Wunder: Die Diskussion um schlechte SchülerInnen gehört zur abendländischen Tradition; auf Bildungsdebatten ist Verlass.

Tradition

Schon vor 20 Jahren wurde von Jugendlichen behauptet, sie würden durch mangelhaftes Berufswahlverhalten die Ausbildungsmisere mitverursachen und wären kognitiv wie emotional überfordert. Heute beruft sich die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) auf Betriebsbefragungen und beanstandet in ihrer Broschüre „Option für die Jugend“ Mängel bei SchulabgängerInnen in den Kulturtechniken (Schreib- und Rechenfähigkeit, Texterstellung und -verständnis) und Schlüsselqualifikationen (Selbstständigkeit, Engagement, Zuverlässigkeit, Lernwilligkeit, Selbstmanagement usw.). Ihr Befund lautet: „Ungenügende Ausbildungsfähigkeit“, denn ein Großteil der Unternehmen kann aufgrund der defizitären SchulabgängerInnen vorhandene Ausbildungsstellen nicht besetzen (vgl. BDA 2003, S. 9).

Zynismus schwingt hier schon mit, denn damals wie heute war und ist die Lehrstellensituation prekär. Konjunkturelle Gründe sind es wohl, die die Kritik an den Jugendlichen auslösen. Eine solche Annahme stützt auch das „Fast-Zustandekommen“ der von Gewerk-

schaften schon lange geforderten Umlagefinanzierung beziehungsweise das Endprodukt „Ausbildungspakt“ und dessen „Erfolg“. Dieser schreibt zugleich den Referenzwechsel von „Ausbildungsfähigkeit“ fest, denn seit 1996 gilt eine entschärfte AEVO und seit dem 01.08.2003 ist sie komplett ausgesetzt.¹ Während Politik und Wirtschaft massiv auf Bildungsstandards in der Schule insistieren, destandardisieren sie selbst zunehmend die Ausbildung.

Mängel in den Betrieben

Relativiert werden müssen daher auch einige andere Argumente in der Debatte um die „Ausbildungsfähigkeit“. So zum Beispiel das tendenziell zunehmende Prüfungsversagen der Auszubildenden im Handwerk: Längst ist bekannt, dass die Gründe für „Ausbildungsabbrüche“ und Prüfungsversagen komplex sind, neben den schulischen Leistungen spielt die Betreuung durch AusbilderInnen und BerufsschullehrerInnen eine wichtige Rolle. Die „Ausbildungsfähigkeit“ der Betriebe weist hier klare Mängel auf (vgl. BIBB 2002; HECKER 2000). So haben Industrie- und Handelskammern/Verbände es versäumt, AusbilderInnen hinreichend zu qualifizieren. Eine Kontrolle der Ausbildungsfähigkeit von Betrieben fehlt völlig oder geschieht nur wenig effektiv, harsche Kritik gilt den PrüferInnen.

Polemik

Vermutlich geht es jedoch bei der Kritik an den Jugendlichen um Polemik, die von einer tatsächlichen Defizitbearbeitung wegführen soll. „Ausbildungsfähigkeit“ könnte ein Legitimationsschlagwort sein wie „demografische Entwicklung“ oder „Globalisierung“. Mit dem Begriff betreibt die Wirtschaft Öffentlichkeitsarbeit, um ihre Interessen durchzusetzen; in Ausbildungsfragen war das schon öfters der Fall (vgl. BAETHGE 1975). So sollen denn unter dem Deckmäntelchen der „Erfordernisse aus der Praxis“ wirtschafts-

dienliche Einstellungen und Verhaltensweisen vermittelt werden.

Neben aller begrifflichen Unklarheit sind auch die betrieblichen Einstellungstests, auf denen die Aussagen basieren, wissenschaftlich ziemlich fragwürdig.² Sinnvoll wäre zwar eine verbesserte BewerberInnen-Auswahl, die nicht nur nach der formal höheren Qualifikation fragt, doch wäre das Problem damit noch lange nicht erfasst:

- Die – vermutlich nur vorgeblich freien – Stellen würden wohl besetzt werden, wenn nicht die aufgrund der Lehrstellenknappheit angehobenen Ansprüche dies verhindert hätten (vgl. u. a. POLLMANN 1993, S. 62). Dabei trifft der Lehrstellenmangel Mädchen doppelt so häufig wie Jungen (vgl. GANATO/SCHITTENHELM 2004; SCHWEIKERT 1999, S. 78 f.) – sind sie weniger „ausbildungsfähig“? Trotz besserer Abschlüsse finden Mädchen schlechter Zugang zum Ausbildungsmarkt, einmal mehr hängt ihre Einmündung in Ausbildungsberufe von den Bedingungen am Arbeitsmarkt ab, wenn sie nicht durch Tests verhindert wird, die Männer für Männerberufe bevorzugen.

- In der Debatte um „Ausbildungsfähigkeit“ schlagen sich neue „governance-Strategien“ nieder, mit der Betriebe ihre Ausbildung kurzfristig und kostengünstig statt bedarfsorientiert organisieren. Sie bilden dann in „Basisberufen“ relativ breit aus, um die Kostenentwicklung zu steuern. Das Interesse an fachübergreifenden Kompetenzen belegt dies, wobei die Unternehmen zugleich zunehmend auf extern, durch Fach- und Hochschulen ausgebildete Arbeitskräfte zurückgreifen (vgl. BAETHGE 1998). Dem entspricht die Absicht, niedrig qualifizierende zweijährige Ausbildungen zu etablieren, welche Jugendlichen keinerlei Zukunftschancen eröffnen (vgl. SCHÖNIG/FARHAUER 2004), sowie die klare Tendenz zur Verstaatlichung der Berufsausbildung.

- Es könnte sein, dass die „ausbildungsfähigen“ Jugendlichen sich gar nicht bei den Betrieben bewerben, sondern weiterführende Schulen oder andere Ausbildungsformen bevorzugen.

1.000 Azubis gesucht!



www.superazubi.de

SCHWARZ MARKT

Kritik an der Freizeitorientierung? Bewerbung wird zum Casting – seit Januar 2005 macht Lidl das Verlieren im „Spiel des Lebens“ leichter! Doch wird Verlieren zum Gewinn, wenn das „Schwarzbuch LIDL“ der Dienstleistungsgewerkschaft ver.di zurate gezogen wird.

- Die Behauptung von der fehlenden Ausbildungsfähigkeit blendet aus, dass Berufe völlig verschiedene Anforderungen an Jugendliche stellen. Leistungen in Rechen- und Rechtschreibtests stehen beispielsweise in keinem bedeutenden Zusammenhang mit dem Ausbildungserfolg, die Prognosefähigkeit der Tests ist eher gering, da die erfassten Merkmale nicht im unterstellten Maße erfolgsrelevant sind. Letztlich ist Eignung nur in Bezug auf einen konkreten Beruf definierbar. Das trifft auch für die sozialen Kompetenzen zu, bei denen auf den ersten Blick mehr Konsens zu bestehen scheint; doch auch dieser Begriff ist umstritten (vgl. Hof 2002).

- Unbestritten erhöhen sich aufgrund des technischen und sozialen Wandels auch die Anforderungen der Berufe selbst und damit auch die personellen Leistungsvoraussetzungen. Das führt jedoch zum systematischen Ausschluss von SchülerInnen bildungsferner sozialer Schichten und damit zum Ausschluss potenziell „ausbildungsfähiger“ Jugendlicher. Wie kompliziert die Angelegenheit

ist, belegt auch das Nord-Süd-Gefälle der „kognitiven Leistungen“ bundesdeutscher Jugendlicher. Sie hängen offensichtlich mit der Wirtschaftskraft der Regionen und den mit dieser verbundenen Defiziten bei Bildungsinvestitionen zusammen (vgl. EBENBRETT/HANSEN/PUZICHA 2003).

Des- oder Orientierung?

Gerne wird als Element der „Ausbildungsfähigkeit“ auch die „Berufsorientierung“ bezeichnet. So kritisiert der BDA, dass Jugendliche ihre Ausbildung aufgrund mangelnder „Berufsorientierung“ vielfach wieder abbrechen. Nur: Solche Vertragslösungen finden meist im ersten Ausbildungsjahr statt und stehen selten für einen endgültigen Ausbildungsabbruch, vielmehr wird der Beruf/Betrieb gewechselt (vgl. BMBF 2004, S. 176 f.). Die Entscheidungen treffen die Jugendlichen nicht leichtfertig, häufig genug handelt es sich um die Lösung eines Problems zwischen Lehrling und AusbilderIn (vgl. HECKER 2000). Deshalb sind eher kleine und mittlere Betriebe betroffen, da hier keine Versetzungen möglich sind. In Großbetrieben kommt es demge-

genüber seltener zu Vertragslösungen, da sie relativ sichere Arbeitsplätze, höhere Sozialleistungen und bessere Übernahmemechanismen bieten.

Spricht dies für eine mangelnde Berufsorientierung Jugendlicher? Wohl kaum. Denn sie agieren auch altersbedingt durchaus kompetent in ihrer Situation, nämlich eher modern, weil autonom. Vor allem: Sie sind – auch aufgrund besserer Bildung – kritischer und haben gelernt, was der BDA „Selbstmanagement“ nennt. Überraschen sollte das nicht in einer unübersichtlich gewordenen Welt, mehr schon verwundert die Klage der UnternehmerInnen. Denn es scheint schon arg paradox, Menschen Diskontinuitäten und Flexibilität zuzumuten, aber mit der resultierenden Dialektik nicht umgehen zu können. Die Forderung nach einer „stabilen Persönlichkeit“ als Teil der „Ausbildungsfähigkeit“ (THIES 2001) erweist sich spätestens hier als Ideologie – wenn nicht als Groteske angesichts der zugleich erhobenen Forderung, Jugendliche sollten hinsichtlich der „Berufswahlsituation“ gefälligst flexibel sein.

Welchen Begriff hätten sie denn gerne?

Inzwischen wurde der Begriff „Ausbildungsfähigkeit“ sogar im DTV-Wörterbuch der Pädagogik (2000) aufgenommen, nachdem er noch 1995 dort nicht vorkam. Er wird als Fähigkeit von SchulabgängerInnen definiert: „Bestimmt wird die Ausbildungsfähigkeit vor allem durch die Anforderungen der Ausbildungsrahmenpläne und den Erwartungen der Betriebe, wesentlich ist auch die Mitwirkung an der Berufswahl. Das Anspruchsniveau an die Ausbildungsfähigkeit konkretisiert sich anhand des Angebots-Nachfrageverhältnisses“ (ebd., S. 53 f.). Doch jenseits solcher Bestimmungen ist der Begriff inhaltlich unklar und analytisch wertlos. An anderer Stelle wird sogar von „Ausbildungsreife“ gesprochen – Ausbildungsfähigkeit und Ausbildungsreife sind offenbar Synonyme, die letztendlich im Begriff der Allgemeinbildung verschmelzen. Die Tradition lässt grüßen.

Interessanterweise findet sich aber „Ausbildungsreife“ nicht im Wörterbuch. Dafür taucht der Begriff der „Berufsorientierung“ auf, wobei dieser die Aufgabe von Institutionen beschreibt. Seine subjektive Dimension wird hingegen im Wörterbuch als „Berufswahlkompetenz“ bezeichnet. Doch nicht genug der Verwirrung. Famulla sieht in der „Berufsorientierung“ mehr als „Berufswahlfähigkeit“. Dies begründet sich darin, „dass mit den ‚alten‘ Begriffen wie ‚Berufswahlfähigkeit‘, ‚Ausbildungsfähigkeit‘ und ‚Beschäftigungsfähigkeit‘ offenkundig das Verhältnis von geänderten subjektiven Interessenlagen der Jugendlichen bei der Berufswahl einerseits und den neuen Herausforderungen der Arbeitswelt andererseits nicht mehr angemessen bezeichnet werden kann“ (FAMULLA 2001, S. 10). Entsprechend birgt „Ausbildungsfähigkeit“ die Gefahr, das Wollen der Jugendlichen unbeachtet zu lassen und Qualifikationsanforderungen einseitig aus Sicht des Beschäftigungssystems zu definieren. „Berufswahlfähigkeit“ hingegen steht für die rationale Entscheidung, für einen

planbaren Lebenslauf durch Kenntnis der eigenen Fähigkeiten und Wahl eines adäquaten Lebensberufs – das war jedoch allenfalls noch in den 1970er-Jahren möglich.

„Berufsorientierung“ bezeichnet Famulla als Suche in der Übergangsphase von der Schule ins Arbeitsleben, die „Berufswahl“ hingegen sei ein länger andauernder und eigenverantwortlicher Prozess, der mit der Schullaufbahnentscheidung beginne (ebd., S. 11). Allerdings scheint die Rede von der „Eigenverantwortung“ fragwürdig, denn gerade die Schullaufbahn liegt kaum in der Entscheidungsgewalt des Kindes. Die Eltern bleiben übrigens auch der bedeutendste Faktor für die Berufswahl, selbst wenn ihnen meistens die Sachkompetenz fehlt. Mit wachsender Autonomie versuchen die Jugendlichen, ein Maximum weiterer Optionen zu sichern (vgl. SCHÖBER/GAWOREK 1996). Entsprechend stellt für ein Viertel der BerufsschülerInnen die Ausbildung nur einen Bildungsabschnitt dar, da sie einen akademischen Beruf anstreben (vgl. TULLY 2004, S. 94; DEUTSCHE SHELL 2002, S. 64 f.).

Damit entwickeln sich dynamische und differente Übergangsorientierungen in den Erwachsenenstatus bis hin zur Verweigerung aufgrund erschwelter Zugangsbedingungen zum Arbeitsmarkt (vgl. REINDERS 2004, S. 12 ff.).

Immanenter Widerspruch?

Berufswahl fällt schwer. Doch gerade das wird als mangelnde Berufsorientierung gedeutet und kritisiert. Die Forderung der Wirtschaft nach klaren Berufsvorstellungen bei den Jugendlichen ist höchst widersprüchlich, insofern sie sich weigert, zu deren Realisierung consequent beizutragen. Das gilt auch für die traditionellere Entwicklungsorientierung von FacharbeiterInnen, die weiterhin einem „(berufs-)biografischen“ Konzept folgen, denen aber die Betriebe Entwicklungschancen versagen, welche von den Jugendlichen gesucht werden (vgl. BAETHGE 1998).

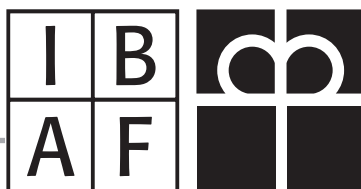
Dabei gehen die theoretischen Modelle an der Realität vorbei, weil die Berufswahlentscheidung von Jugendlichen

als punktuell-situativ und nicht als ein in verschiedene Phasen gegliederter Prozess gesehen wird. Aber der Überblick fehlt nicht nur, sondern kann auch nicht mehr durch berufsorientierende Vorbereitung vermittelt werden. Berufswahl ist ein Prozess sukzessiver Problemlösung, dem die Optionslogik der Jugendlichen entspricht (vgl. GRIEPENTROG 2001).

Schule

Jugendliche wachsen heute unter deutlich anderen Bedingungen als ihre Eltern auf. Wird „PISA“ ernst genommen, muss wohl auch nach weiteren Ursachen für das unterschiedliche Abschneiden der Teilnehmerstaaten gefragt werden. So sehen sich deutsche SchülerInnen unter einem als hoch wahrgenommenem Leistungsdruck, finden aber geringere Unterstützung und Beziehungsqualität. Der Unterricht in Deutschland ist wenig schülerInnenorientiert, während „es in anderen Nationen zu gelingen scheint, Schule als Lernumwelt so zu gestalten, dass Unterstützungsangebote und Förderungsbemühungen im Vergleich zu Leistungsanforderungen – zumindest aus der Sicht der Schülerinnen und Schüler – im Vordergrund stehen. Dass eine derartige Gestaltung der Lernumwelt Schule nicht zu Einbußen auf der Leistungsseite führen muss, zeigen die Ergebnisse, die die skandinavischen Länder oder Japan in den internationalen Schulleistungsstudien erzielen“ (vgl. CLAUSEN 2003, S. 198 f.). Die pauschale Behauptung, SchülerInnen seien unterfordert, und die Rede von der „Kuschelpädagogik“ zeugen von Unwissenheit.

Abgesehen von Wirkungen der in Deutschland vorherrschenden Halbtagschule müssen Metaeffekte und Grenzen institutionell gesteuerten Lernens beachtet werden. Zunehmend divergieren normativer Anspruch und faktische Funktion der Schule (vgl. u. a. KRÜGER/GRUNERT 2002). Die Zielperspektive institutionalisierter Bildung, mithin auch des Ausbildungsverhältnisses büßt ihre Bedeutung ein. LehrerInnen sind entzaubert, während Jugendkulturen sowie Identitäts-



Institut für berufliche Aus- und Fortbildung

Staatlich anerkannte Weiterbildungen und Ausbildungen

bildungsprozesse zum zentralen Thema in der Schule werden: Jugend entwickelt also Selbstreferentialität. Das bedeutet, dass Jugendliche schulische Anforderungen gegenüber ihren außerschulischen Interessen relativieren. Schulerfolg und Anerkennung fallen kaum mehr zusammen, das Interesse an der Schule und der Vertrauensvorsprung für sie gehen zurück. Jugendliche trauen der Schule immer weniger eine gute Vorbereitung auf die Arbeitswelt zu. Die Schulfreude sinkt seit Jahren. Die öffentliche Kritik an der Schule verstärkt dies nur und beeinflusst das ohnedies schon „labile“ Image der Schule negativ.

Freizeitmoratorium

Damit tritt ein paradoxer Effekt ein: Die Schulzeit und die mit ihr verbundene Relevanz als Lebenswelt der Jugendlichen führt dazu, dass Schule in ihren Kernaufgaben entfunktionalisiert wird, wobei zugleich der Aufschubcharakter der Jugendphase verloren geht. Das Bildungswird zum Freizeitmoratorium und führt zum Bedeutungsverlust der Institutionen der Erwachsenenwelt – eine Erfahrung, mit der vor allem Erwachsene umgehen müssen. Freizeit wird Lebensort und Wohlbefinden ein wesentliches Ziel für Jugendliche (vgl. REINDERS 2004, S. 9 ff.). Mehr Freizeit heißt vor allem, mehr Zeit mit Peers zu verbringen, deren Sozialisationswirkung somit wächst.

Die damit gegebenen informellen Bildungsprozesse und die Wirksamkeit von Peerstrukturen bedeuten vermutlich Kompetenzgewinn und Verlust zugleich. Denn Gruppenverhalten und Jetztorientierung werden bedeutsamer, während die Investitionen für den Übergang ins Erwachsenen- und Erwerbsleben geringer ausfallen. Sie verschaffen auch keine Eintrittskarte mehr in dieses. Zwar sind sich Jugendliche heute mehr denn je der Bedeutung ihres Schulabschlusses bewusst, folgen dieser Einsicht aber nicht; sie investieren ihre Zeit eben nicht in Schule und Bildung. Neben der Schule beziehungsweise Arbeit stehen Fami-

IBAF-Qualifizierungszentren für Führung und Management

24113 **Kiel**__Diesterwegstr. 22__☎ (04 31) 6 49 92-10
22767 **Hamburg**__Königstr. 54__☎ (0 40) 3 06 20-2 15

- Weiterbildung zur professionellen Führungskraft >> *Beginn fortlaufend*
- Weiterbildung „Die Führungskraft als Coach“ >> *Beginn 25.05.2005*
- Weiterbildung Case Management im Sozial- und Gesundheitsbereich
Beginn 08.11.2005
- Weiterbildung Sozialmanagement|Einrichtungsleitung in Modulform
Beginn 21.03.2005

Fachschule für Heilpädagogik

24768 **Rendsburg**_Arsenalstr. 2-10_☎ (0 43 31) 12 67-0

- Berufsbegleitende Ausbildung zur|zum staatlich anerkannten Heilpädagogin|Heilpädagogen >> *Beginn 15.08.2005*

Fachschule für Motopädagogik

24536 **Neumünster**__Süderdorfkamp 22
☎ (0 43 21) 30 00-29

- Weiterbildung „Motopädagogik – Ältere Menschen und Menschen mit Behinderungen in Bewegung bringen“ >> *Beginn 17.08.2005*

Pflege-Schulungszentrum Lübeck

23617 **Stockelsdorf**_Albert-Einstein-Str. 10_☎ (04 51) 3 99 26-50/-51/-53

- Ausbildung zur Altenpflegerin|zum Altenpfleger
Beginn >> jeweils zum 01.04. und 01.10. des Jahres
- Ausbildung zur Altenpflegehelferin|zum Altenpflegehelfer
Beginn >> jeweils zum 01.10. des Jahres
- Palliativ Care in der Altenpflege >> *160 Stunden >> Beginn 17.08.2005*
- Gerontopsychiatrische Weiterbildung >> *400 Stunden >> Beginn Oktober 2005*
- Ernährungsbeauftragte|r im Pflegeheim >> *Beginn 09.06.2005*

Weiterbildungen

24768 **Rendsburg**_Kanalufer 48_☎ (0 43 31) 13 06-60

- Musikpädagogische Weiterbildung >> *Beginn 19.08.2005*
- Weiterbildung zur|zum „Kirchlich anerkannten Erzieher-Assistent|in“
Beginn 15.08.2005
- Weiterbildung „Heilpädagogische Assistenz“ >> *Beginn November 2005*
- Weiterbildung „Sonderpädagogische Zusatzqualifikation für Fachkräfte zur Arbeits- und Berufsförderung in WfbM|WfpbM“ (Präsenzseminar)
Beginn 30.05.2005 und Frühjahr 2006
- Weiterbildung „Sonderpädagogische Zusatzqualifikation für Fachkräfte zur Arbeits- und Berufsförderung in WfbM|WfpbM“ (E-Learning-Seminar)
Beginn November 2005
- Ausbildung „Kirchlich anerkannte|r Elementar-Erzieher|in“ >> *Beginn Frühjahr 2006*
- Kinder- und jugendpsychiatrische Weiterbildung >> *Beginn 13.06.2005*
- Sozialpsychiatrische Weiterbildung >> *Beginn Oktober 2005*

lie, Partnerschaft und Freunde sowie Konsum hoch im Kurs. Die verfügbaren Zeitressourcen werden zwischen diesen aufgeteilt.

Generationsunterschiede

Jugendliche entwickeln heute Kompetenzen für Probleme, die ihre Eltern nicht einmal kannten. „Im Gegensatz zu ihrer Elterngeneration erfahren sie Einstellungen, Normen und Orientierungen in ihrer Vielfalt und Widersprüchlichkeit und gehen konstruktiv mit der Pluralität unserer Gesellschaft um. Von eindeutigen Vorgaben zur Bewertung von Lebenszusammenhängen und Lebensgestaltung distanzieren sie sich verständlicherweise – und gezwungenermaßen“ (BMFSFJ 2002, S. 191). Deshalb verändert sich auch die „Leistungsbereitschaft“, die als Teil der „Ausbildungsfähigkeit“ gilt (THIES 2001, S. 11). Der Leistungsbegriff Jugendlicher entspricht kaum dem der ArbeitgeberInnen beziehungsweise dem der Elterngeneration. Tatsächlich taugen die alten Leistungsargumente im globalen Kapitalismus ohnedies nicht. Es gibt immer einen, der billiger arbeitet, Leistung entscheidet eben nicht mehr über Erfolg beziehungsweise Misserfolg. Jugendliche entwickeln daher ein instrumentelles Arbeitsverständnis (vgl. ZOLL 1993). Ihre zentrale Frage lautet: „Was bringt mir das?“

Investitionen in den Beruf werden wohl überlegt, Karriereorientierung und die Bereitschaft zu längerer Arbeit sind zwar vorhanden, aber anders motiviert. Überwiegend betrachten Jugendliche die Arbeitswelt der Eltern eher skeptisch, nur wenige wollen in die Fußstapfen ihrer Eltern treten, ein Drittel lehnt das Arbeitsleben der Eltern generell ab. Ein Leben ohne Arbeit beziehungsweise ein Arrangement mit Arbeitslosigkeit ist für Jugendliche durchaus vorstellbar. Nur eine Minderheit der Jugendlichen räumt dem Berufsleben noch Priorität gegenüber dem Privatleben ein (vgl. RAAB 1996). Jugendliche folgen hier tatsächlich einem kulturellen Modell, das sich von dem ihrer Eltern unterscheidet.

Vermutlich entstehen daraus die Zweifel an der „Ausbildungsfähigkeit“ der Jüngeren seitens der beurteilenden Älte-

ren. Denn entsprechend geben AusbilderInnen und LehrerInnen zu Protokoll, dass sie früher besser mit den „Azubis“ zurechtkamen, heute dagegen „keinen Zugang mehr zu den Jugendlichen finden und dadurch auch den Eindruck gewinnen, diese interessierten sich nicht für ihre Ausbildung“ (BIBB 2002, S. 5). Die Auszubildenden selbst sehen dies anders: Kaum einer ist wenig oder gar nicht an der Arbeit interessiert. Allerdings: Ob sich Interesse überhaupt auf den Prüfungserfolg auswirkt, lässt sich nicht nachweisen (vgl. ebd., S. 4 ff.).

Die Welt der Jugendlichen unterscheidet sich also einerseits klar von der der Erwachsenen, andererseits verschwimmen die Grenzen im Bereich des Konsums. Ganze Industriezweige leben von Jugendlichen sowie deren Zeit- und Geldinvestitionen. Bisher konnten keine negativen – aber auch keine positiven – Wirkungen der von circa 75 % der Jugendlichen ausgeübten Nebenjobs auf die Schulleistung beziehungsweise entsprechenden Zeitaufwendungen nachgewiesen werden. Schule und Arbeit koexistieren. Neben Schule bereitet der Nebenjob auf die Arbeitswelt vor. Hier sind die Befunde jedoch kontrovers, denn Jobs vermitteln einerseits Arbeitserfahrungen und fördern Tugenden, andererseits werden oft monotone Tätigkeiten ausgeübt. Den Jugendlichen selbst geht es vor allem um Geld, erst mit deutlichem Abstand folgen berufsbezogene Motive (vgl. TULLY 2004).

Dialektik

Jugendliche wissen, dass Erwerbsarbeit ein entscheidendes Integrationsinstrument in unsere Gesellschaft und die eigene Jugendkultur ist. Dabei geht es auch um Zwänge, da Zugehörigkeitssymbole wie Handy und Markenkleidung bezahlt werden müssen. Jugendliche streben danach, „erfolgreiche Jugendliche“ zu sein. Das bedeutet vor allem, den Standards der Gleichaltrigen zu genügen. Wer die genannten Anforderungen nicht bewältigen kann, leidet unter mangelndem Selbstwert und Selbstvertrauen aber auch unter psychischen, gesundheitlichen

und sozialen Belastungen. Davon profitiert auch die Wirtschaft, die Jugendkulturen unterwandert beziehungsweise entwickelt und sich den Gruppen- und Normzwang zunutze macht. Zugleich scheint sich dabei dialektisch ein Bedürfnis der Jugendlichen nach Selbstverwirklichung zu etablieren.

Vielleicht trägt hierzu das überwiegend als positiv bewertete Verhältnis zu den Eltern und die gesellschaftliche Akzeptanz der Jugendphase als eigenständiger Lebensabschnitt bei. Parallel zum Zwang zu reflexiver Selbstkontrolle entwickelt sich ein hoher Grad an Selbstzentriertheit und die Neigung zur egoistischen Interessendurchsetzung. Jugendliche versuchen, das Beste aus ihrer Situation zu machen und sondieren ihre Chancen. Dennoch: Die Feststellung eines Jugendlichen, dass Arbeit immer wichtig ist, denn Freizeit habe man immer, Arbeit hingegen nicht (IG METALL 2002, S. 93), verweist wiederum auf eine starke Arbeits- statt Freizeitorientierung.

Null-Bock-Generation?

Die Verlängerung der Jugendphase wird aber ebenso als Belastung erlebt. Die Lebenslaufgestaltung beginnt deutlich früher als bei der Elterngeneration. Jugendliche entwickeln aufgrund anderer Anforderungen auch andere Kompetenzen als ihre Eltern. Die erheblich längere Schul- und Ausbildungszeit ist mit einem höheren Erwartungsdruck der Eltern – Ziel: Abitur – verbunden. Dennoch besteht trotz aller Anstrengung das massive Risiko des sozialen Abstiegs aufgrund der Entwertung der Bildungsabschlüsse. Deshalb richten sich Jugendliche auf den engen Arbeitsmarkt ein und arrangieren sich sogar mit ungeliebten Berufen. Sie personalisieren strukturelle Effekte und transformieren sie in Eigenverantwortung. Faktisch lässt sich nachweisen, dass der Berufsfindungsprozess vielfach hochgradig vom Zufall bedingt ist und sich oft erst retrospektiv als Erfolg darstellt. Wer keine Lehrstelle findet, reduziert seine Ansprüche und akzeptiert die Folgen (vgl. HEINZ 1987; BÖTTGER/SEUS 2001). Resignation tritt bei Jugendlichen kaum auf, stattdessen halten sie am An-

spruch qualifizierter Ausbildung fest und leisten ein Gefühl „freier Entscheidung“ durch eine „biografische Konstruktion“ im Sinne von: „Das wollte ich schon immer werden“. Das ermöglicht, schulische Selektionsmechanismen und die Folgen konjunktureller Entwicklungen als Chance zu begreifen (vgl. WAHLER/WITZEL 1996, S. 10).

Falsche Diagnosen – falsche Lösungen

Können also unter völlig veränderten Rahmenbedingungen die Erwartungen an Jugendliche heute noch dieselben wie gestern sein? Kann ein ebenso einfaches wie unklares Konstrukt wie das von der Ausbildungsfähigkeit überhaupt tragen? Vieles spricht dafür, dass es die Wirklichkeit mehr verdunkelt als erhellt, mehr Probleme schafft als löst: Die Veränderungen auf der Angebotsseite des Arbeitsmarktes bleiben offensichtlich nicht ohne Folgen auf der Nachfrageseite. Diese sind als potenzielle Chance begreifbar, urteilt man nicht mit dem fragwürdigen Blick der Arbeitsgesellschaft. Arbeitslosigkeit ist kein Qualifikationsproblem und das Problem „Ausbildungsfähigkeit“ ist Ausdruck der Krise der Arbeitsgesellschaft. Sicher gibt es Qualifikationsdefizite, doch diese sind allenfalls Selektionskriterien, die Ränge nach Konjunkturlage bestimmen. Die so genannte Liberalisierung und die Ausweitung des Terrors der Ökonomie auf die gesamte Lebenswelt und das „Unternehmen Schule“ sowie seine „pädagogischen Führungskräfte“ (BDA 2003, S. 16) führen in Sackgassen.

Anmerkungen

- 1 Die Aufforderung der Judikative zur Bereitstellung einer Angebots-Nachfrage-Relation bei Ausbildungsplätzen von 112,5 % (BVG-Urteil vom 10.12.1980, Az.: 2 BvF 3/77.) wird weiterhin missachtet.
- 2 Vgl. zum Folgenden auch den Beitrag von Michael Winkler in dieser Ausgabe der SOZIALEXTRA.

Literatur

- Baethge, M. (1975): Ausbildung und Herrschaft. 6. Aufl., Frankfurt a. M.
- Baethge, M. (1998): Facharbeit – Auslaufmodell oder neue Perspektive? In: SOFI Mitteilungen 26, S. 81 – 99

- Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) (Hrsg.) (2003): Die Initiative der Arbeitgeber: Option für die Jugend. Schulbildung verbessern, Ausbildungsfähigkeit fördern, Berufsorientierung intensivieren. Berlin
- Bundesinstitut für Berufsbildung (BIBB) (2002): Abschlussbericht zum Forschungsprojekt 1.3.002: Faktoren für den Erfolg bei Abschlussprüfungen im dualen System – dargestellt an ausgewählten Beispielen. <http://www2.bibb.de/tools/fodb/pdf/eb_13002.pdf> 01.04.2005
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) (Hrsg.) (2004): Berufsbildungsbericht 2004. Berlin
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2002): Elfter Kinder- und Jugendbericht. Berlin
- Böttger, A./Seus, L. (2001): Zwischen Überanpassung und Devianz. In: Mansel, J./Schweins, W./Ulbrich-Herrmann, M. (Hrsg.): Zukunftsperspektiven Jugendlicher. Wirtschaftliche und soziale Entwicklungen als Herausforderung und Bedrohung für die Lebensplanung. Weinheim und München, S. 105-116
- Clausen, M. (2003): Schulischer Anforderungsdruck. In: Reinders, H./Wild, E. (Hrsg.): Jugendzeit – Time out? Zur Ausgestaltung des Jugendalters als Moratorium. Opladen, S. 187 – 200
- Deutsche Shell (Hrsg.) (2002): Jugend 2002. Frankfurt a. M.
- DTV-Wörterbuch der Pädagogik (2000), hrsg. von Schaub, H./Zenke, K. G., München
- Ebenbrett, H. J./Hansen, D./Puzicha, K. J. (2005): Verlust von Humankapital in Regionen mit hoher Arbeitslosigkeit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 6-7/2003, S. 25 – 31
- Famulla, G. (2001): Berufsorientierung im Strukturwandel von Ausbildung, Arbeit und Beruf. Einleitungsvortrag zum „2. Hauptschultag – Kongress Berufsorientierung“, durchgeführt vom Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Schleswig-Holstein am 11.10.2001, Universität Kiel. <http://www.swa-programm.de/texte_material/swa_vortraege/vortrag_kiel.pdf> 01.04.2005
- Ganato, M./Schittenhelm, K. (2004): Junge Frauen: bessere Schulabschlüsse – aber weniger Chancen beim Übergang in die Berufsausbildung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 28/2004, S. 31 – 39
- Griepentrog, M. (2001): Qual der Wahl oder Perspektivlosigkeit? In: Mansel, J./Schweins, W./Ulbrich-Herrmann, M. (Hrsg.): Zukunftsperspektiven junger Menschen. Wirtschaftliche und soziale Entwicklungen als Herausforderung und Bedrohung für die Lebensplanung. Weinheim u. München, S. 117 – 128
- Hecker, U. (2000): Ausbildungsabbruch als Problemlösung? Überlegungen zu vorzeitigem Ausstieg aus der Ausbildung. In: BIBB (Hrsg.): Jugendliche in Ausbildung und Beruf. Ergebnisse, Veröffentlichungen und Materialien aus dem BIBB. Bonn, S. 55 – 65
- Heinz, W. R. (1987): „Hauptsache eine Lehrstelle“. Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarktes. Weinheim u. Basel
- Hof, C. (2002): (Wie) lassen sich soziale Kompetenzen bewerten? In: Clement, U./Arnold, R. (Hrsg.): Kompetenzentwicklung in der beruflichen Bildung. Opladen, S. 153 – 166
- IG Metall (Hrsg.) (2002): IG-Metall Jugendstudie. Lebenseinstellungen junger Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen. Marburg
- Krüger, H.-H./Grunert, C. (2002): Jugend und Bildung. In: Tippelt, R. (Hrsg.): Handbuch Bildungsforschung. Opladen, S. 495 – 512
- Pollmann, T. A. (1993): Berufswahl oder Berufung. Zum Berufswahlverhalten von Pflichtschulabgängern. Frankfurt a. M.
- Raab, E. (1996): (Kein) Leben ohne Arbeit – Einzelbefunde zu den Arbeitsorientierungen von Jugendlichen. In: Raab, E. (Hrsg.): Jugend sucht Arbeit. Eine Längsschnittuntersuchung zum Berufseinstieg Jugendlicher. München, S. 185 – 192
- Reinders, H. (2004): Wege zum Erwachsenenstatus. Jugend als Bildungszeit oder Freizeit? <<http://www.familienhandbuch.de/cms/Jugendforschung-Erwachsenwerden.pdf>> 01.04.2005
- Schönig, W./Farhauer, O. (2004): Bildungsförderung, Verteilungspolitik und soziale Durchlässigkeit. Zur Theorie und Empirie eines vernachlässigten Handlungsfeldes. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 28/2004, S. 17 – 23
- Schober, K./Gaworek, M. (Hrsg.): Berufswahl: Sozialisations- und Selektionsprozesse an der ersten Schwelle. Ein Workshop von BIBB, DJI und IAB. Nürnberg
- Schweikert, K. (1999): Aus einem Holz? Lehrlinge in Deutschland. Bielefeld
- Thies, E. (2001): Was heißt Ausbildungsfähigkeit heute? In: Wirtschaft und Berufserziehung, 6/2001, S. 11 – 13
- Tully, C. J. (2004): Der Nebenjob – Alltagslernen jenseits der Schule. In: Wahler, P./Tully, C. J./Preiß C. (Hrsg.): Jugendliche in neuen Lernwelten. Selbstorganisierte Bildung jenseits institutioneller Qualifizierung. Wiesbaden, S. 71 – 111
- Wahler, P./Witzel, A. (1996): Berufswahl – ein Vermittlungsprozess zwischen Biographie und Chancenstruktur. In: Schober, K./Gaworek, M. (Hrsg.): Berufswahl: Sozialisations- und Selektionsprozesse an der ersten Schwelle. Ein Workshop von BIBB, DJI und IAB. Nürnberg, S. 9 – 35
- Zoll, R. (1993): Alltagssolidarität und Individualismus. Zum soziokulturellen Wandel. Frankfurt a. M.

Steffen Großkopf, M. A., Jahrgang 1976, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Erziehungswissenschaft. Kontakt via E-Mail: allocation@web.de